

(18. Fortsetzung.)

„Aber ich weiß es“, sagte er mit fester Stimme. „Ich weiß, daß Sie die unglücklichste aller Frauen wä- ren, wenn Sie in solchem Falle einer momentanen Regung Ihres Herzens folgten. Eine Frau wie Sie läßt sich wohl für den Augenblick von süßen Liebesworten beethören, die schmeicheln sich ins Herz hinein, gleichsam wie leise Walzerklänge uns in einen süßen Traum hineinwiegen können. Aber der Traum hält nicht ewig an, sobald die Musik verstummt ist, ist auch unser Traum zu Ende. Und bis an Ihr Lebensende nur Walzerklänge hören, das möchten Sie ja selbst nicht, gnädige Frau, eine Frau wie Sie am allerwenig- sten.“

„gnädige Frau?“ fragte er, als sie jetzt abgestiegen waren. Suchend sah er sich um, da erklidete er eine ver- schwiegene Laube. „Die ist ja extra für derartige Zwecke gemacht“, dachte er, „da kann der Bürgermeister nach- her die schönste Liebeserklärung vom Stapel lassen, da sieht und hört ihn kein Mensch.“ So schlug er denn vor, sich dort niederzulassen. „Wird es dort nicht zu schwül sein?“ fragte sie, „die Laube ist so dicht zugewachsen.“ „Um so besser“, dachte er, dann meinte er: „Gnädige Frau, Sie dür- fen nicht vergessen, Sie sind vom Reiten sehr warm geworden, und wenn wir ganz im Freien bleiben, könnten Sie sich sehr leicht erkälten.“ So ging sie denn auf seinen Vor- schlag ein, und er gab dem Kellner seine Bestellungen. „Wollen Sie mich einen Augen- blick entschuldigen, gnädige Frau, ich möchte mich nur einmal nach den Pferden umsehen.“ Er eilte davon, und als erstes suchte er den Kellner, der sie bediente. „Sa- gen Sie mal, lieber Freund, wie lange dauert es, bis unser Butterbrot und die Getränke kommen?“ „Keine drei Minuten, Herr Leut- nant.“ „Das glauben Sie ja selbst nicht, zehn Minuten dauert es ja sonst, bis Sie nur ein Glas Bier eingeschickt haben. Aber heute macht das nichts, im Gegenteil, je länger es dauert, desto besser. Die Sache hat heute gar keine Eile, verstehen Sie?“ Der Kellner machte sein schlauestes Gesicht. „Ich verstehe.“ „Ach so, Sie meinen? O nein, lieber Freund, da irren Sie sich doch. Aber schließlich geht die Sache ja auch nichts an. Also vor einer Viertelstunde bringen Sie mir Milch für die gnä- dige Frau, noch sonst irgend etwas. Und wenn ich Ihnen wegen der mis- erablen Bedienung saugrob werde, dann stecken Sie die Grobheiten nur ruhig ein, je größer ich werde, um so größer ist nachher das Trintgeld.“ „Ich verstehe.“ „Sehr schön. Und nun fragen Sie: haben Sie einen anständigen Cham- pagner, ja? Dann stellen Sie gleich eine Flasche kalt, oder wissen Sie was, nehmen Sie lieber gleich zwei, man kann nicht wissen! Und den Wein bringen Sie erst dann, wenn ich Ihnen Bescheid sage. Wir erwar- ten noch einen Gast, und nun zeigen Sie mir bitte Ihr Telephon.“ Eine Minute später war er mit der Wohnung des Bürgermeisters ver- bunden. „Hier Frau Brümmer, wer dort?“ „Hier Leutnant Böhme. Guten Tag, wie geht's Ihnen denn? Immer noch jung, schön und lebenswürdig? Na, das freut mich. Rufen Sie, bitte, mal schnell den Bürgermeister, und ehe ich es vergesse: Ihr Herr kommt heute nicht zum Abendessen nach Haus.“ „Ne, so 'ne Wirtschaft!“ schalt Frau Brümmer, „aber gedacht habe ich es mir schon, als das Pferd an- kam. Da sagte ich mir gleich: die Sache hat was zu bedeuten.“ „Ihr Scharfsinn ist wirklich bewun- dervärdig. Unter uns gesagt, Frau Brümmer, es hat auch etwas zu be- deuten, aber nun rufen Sie mal, bitte, Ihren Herrn.“ Einen Augenblick später stand er am Telephon. „Nun?“ fragte er mit einer Stimme, der man deutlich die große Erregung anmerkte, „nun, wie steht's?“ „Kommen Sie her, und reiten Sie, als wenn der Satan hinter Ihnen her wäre, verstanden?“ „Ich komme schon, ich komme schon, spätestens in zehn Minuten bin ich bei Ihnen.“ Böhme ging zu Frau Konstanze zurück; die hatte inzwischen ihre Ruhe und die Herrschaft über sich selbst wiedergefunden, ja, noch mehr, ein gewisses Gefühl der Erleichterung erfüllte sie, sie war glücklich, ihre Zwei- fel beendet zu haben. Trotzdem ver- mied Böhme es ängstlich, auch nur mit einer Silbe auf ihr Gespräch zurückzu- kommen, sondern plauderte über ganz harmlose Dinge. „Was haben Sie nur, Sie sehen ja alle Augen- blicke nach der Uhr?“ fragte sie erstaunt. „Ich bin neugierig, wie lange der Bürgermeister zu seinem Verlobungs- ritt gebraucht“, dachte er. Laut aber sagte er: „Ich möchte nur wissen, wie lange es dauert, bis man hier bedient wird. Sie müssen sehr durstig sein, gnädige Frau.“ „Offen gestanden, ja.“ „Ich werde mal den Kellner ru- fen“, und gleich darauf war dieser zur Stelle. „Da hört sich denn doch aber alles auf“, schalt Böhme, „vor einer Einig- keit habe ich ein Glas Milch bestellt, die braucht doch nicht erst gemacht zu werden, die ist doch fertig.“ „Die Kuh muß erst gemolken wer- den“, verteidigte sich der Kellner. „Da melken Sie in des Teufels Namen los.“ Aber der Kellner fiel nicht aus der Rolle. „Die Sache ist nämlich nur die, Herr Leutnant, die Kuh ist

draußen auf der Weide, die muß erst eingefangen werden, aber lange kann es nun nicht mehr dauern, es ist schon einer nach ihr unterwegs. Wenn er Glück hat und die Kuh bald zu fassen kriegt, und wenn sie sich dann ruhig melken läßt, dann kann er ja bald mit dem Glas Milch zurück sein.“ „Na, dann wollen wir das beste hoffen. Aber das sage ich Ihnen, länger als zehn Minuten warten wir nicht mehr.“ „Aber wird das nicht zu spät werden?“ meinte Frau Konstanze. „Wir haben noch einen langen Ritt zurück, und Sie kennen ja meinen Schwager, wenn ich nicht pünktlich zum Abendbrot zu Haus bin, ist seine gute Laune zum Teufel.“ „Ein wahres Glück, daß ich den Kellner instruiert habe“, dachte er, „denn wenn die gnädige Frau schon ihre Milch und ihr Butterbrot zu sich genommen hätte, dann gäbe es keine Möglichkeit mehr, sie hier festzubal- len.“ Da erlöste auf der Landstraße der Galopp eines dahinstürmenden Pfer- des, es erklang, als ob die wilde Jagd daherkäme. „Was ist denn das?“ fragte Frau Konstanze erstaunt. „Vielleicht ist es die Kuh, die für uns gemolken werden soll und nun ausgerissen ist. Da will ich doch gleich einmal nachsehen und beifällig sein, das Thier einzufangen“, und ohne ihre Erlaubnis abzuwarten, eilte er davon. Der Bürgermeister war schon aus dem Sattel gestiegen und eilte ihm entgegen. „Wo ist sie, wo ist sie?“ fragte er ganz aufgeregt. „Die gnädige Frau sitzt dort rechts in der Laube, aber Herr Hauptmann, die Sache war nicht ganz so einfach, wie ich dachte, es hat sogar Thranen gekostet, wirkliche Thranen, allzu für- mlich dürfen Sie also nicht vorgehen.“ Aber der Bürgermeister hörte gar nicht hin, mit seinen Augen suchte er die Laube, und als er sie gefunden hatte, fürzte er auf sie zu. Frau Konstanze stieß unwillkürlich einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, als der Bürgermeister plötzlich vor ihr stand. „Mein Gott, wie kom- men Sie denn hierher?“ fragte sie ganz erstaunt. „Das nenne ich eine Ueberraschung, was?“ fragte er glücklich. Dann sagte er mit beinahe bittender Stimme: „Wenn Sie es auch nicht wußten, gnä- dige Frau, daß ich kommen würde, haben Sie mich trotzdem gar nicht er- wartet, gar nicht im stillen gedacht: es wäre doch sehr schön, wenn jetzt der Bürgermeister zu mir käme? Ich meine, nachdem Böhme Ihnen gesagt hat, wie ich Sie liebe — haben Sie da gar nicht den Wunsch gehabt, ich möchte es Ihnen auch persönlich sagen?“ Sein plötzliches Kommen hatte sie so verwirrt, daß sie das Komische dieser unvermittelten Liebeserklärung gar nicht begriff, sondern immer nur verwirrt wurde. Das Blut häm- mernte in ihren Schläfen und der Puls schlug unruhig. „Gnädige Frau“, bat er, als sie immer noch schwieg, „haben Sie denn nicht ein einziges freundliches Wort für mich? Ich bin zu Ihnen gewillt wie ein Wahnsinniger, sehen Sie sich meinen Gaul an, der hat nicht einen einzigen trocknen Faden am Leibe, ich meine natürlich kein einziges trockenes Haar. Mir ist bei dem wilden Ritt sogar ein Hügel gerissen, aber ich bin trotzdem oben geblieben und bin immer weiter und weiter ge- rast, nur um hierher zu kommen. Und nun bin ich hier und nun sieht ich Ihnen gegenüber, wie ich es erhoffte, ganz allein mit Ihnen in der schönen Natur, und die untergehende Abend- sonne vergoldet die Blätter, tiefer Friede herrscht ringsum und ganz leis, kaum hörbar, singen die Vögel ihr Abendlied. Sehen Sie, gnädige Frau, da muß einem ja das Herz of- fen werden, da muß man ja sagen, was so lange still in unserm Innern geruht hat, und Sie, gnädige Frau, haben nicht ein einziges Wort für mich, selbst die Hand haben Sie mir noch nicht einmal gereicht.“ Er hatte ihre Rechte ergriffen und sie wehrte ihm nicht, als er sie jetzt in der seinen behielt. „Gnädige Frau“, begann er von neuem mit bittender Stimme, „Sie wissen, wie ich Sie verehere seit dem Tag, an dem Sie mir zum erstenmal begegneten; ich weiß, es ist ein tüches Unternehmen, um die Gunst einer so schönen Frau, wie Sie es sind, zu wer- ben, aber ich that es dennoch, vielleicht nicht mit solchen schönen Worten, wie Sie es gewöhnt sind, aber meiner Na- tur, meiner Art entsprechend. Ich habe nicht den Versuch gemacht, Ihnen vor- übergehend besser zu gefallen als sonst, um Sie dann später vielleicht zu ent- täuschen, sondern ich habe mich Ihnen so gezeigt, wie ich im alltäglichen Le- ben bin, und ich habe gehofft, daß ich Gnade vor Ihren Augen finde. Und nun, bitte, sagen Sie, darf ich hoffen, daß ich keinen allzu fahlen Traum gehegt, daß mein stiller

Wunsch in Erfüllung geht? Heiße, stürmische Liebe erwarde ich nicht, aber wahre Freundschaft und herz- liche Zuneigung, die anhält bis an unser Lebensende.“ Noch immer hielt er ihre Hand in der seinen, und eine Blutwelle hatte ihr Gesicht überzogen. So hatte er noch nie zu ihr gesprochen, solche Lei- denschaft hatte noch nie aus seinen Worten herausgeströmt, und jetzt erst merkte sie, daß er sie wirklich liebte, nicht mit der plötzlich aufzue- blühenden Gluth eines Jünglings, son- dern mit der ersten Zuneigung eines reifen Mannes. Und auch für sie war die Liebe, die er ihr bot, die richtige, ihr würde keine plötzliche Ernüchterung folgen, keine Reue und keine Klage, sondern sie würde an seiner Seite ein ruhiges, dauerndes Glück finden. „Gnädige Frau“, bat er, als sie auch jetzt noch schwieg, „haben Sie denn gar kein Wort für mich, nicht ein einziges?“ Da hob sie zum erstenmal den Blick und sah ihn warm an, und sie sah seine Augen mit so herzlicher Liebe auf sich ruhen, daß ein seliges Glücksgefühl sie durchströmte. „Wollen Sie es wirklich mit mir wagen?“ fragte sie. „Ob ich will? Ich habe ja gar keinen anderen Gedanken, gar keinen anderen Wunsch. Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, bitte, schicken Sie mich nicht fort.“ Da schüttelte sie nur leise lächelnd den Kopf, und schon war er auf- gesprungen und hatte sie in seine Arme geschlossen. Böhme hatte von einem Versteck aus die Vorgänge in der Laube beobachtet, und als er jetzt sah, wie der Bürgermeister die schöne Frau im Arme hielt und ihr Gesicht mit lei- denschaftlichen Küffen bedeckte, um- spielte ein solches Lächeln seinen Mund. „Meine Privatstunde von heute Morgen hat ja den besten Er- folg gehabt“, sagte er sich. „Na ja, ein tüchtiger Adjutant ist eben für alle Dinge zu gebrauchen.“ Dann schlich er leise davon und suchte den Kellner auf. „Hat es nun lange genug gedauert, Herr Leutnant? Darf ich nun die Milch bringen?“ Aber Böhme schauderte zusammen. „Jetzt Milch? Nein, lieber Freund, für die haben wir jetzt keine Verwen- dung, die können Sie jetzt ruhig der Kuh zurückgeben. Jetzt bringen Sie nur gleich den Sekt.“

12. Kapitel.

Frau Konstanze selbst hatte den Vorschlag gemacht, ihre Verlobung noch nicht gleich zu veröffentlichen, sondern damit bis nach Beendigung der Dienstleistung des Bürgermeisters zu warten, sie wollte damit öffentlich zeigen, daß sie in erster Linie den Bür- germeister erhört hatte und daß sie auf dessen Zusage zum Militär tei- nen Wert legte, denn daß dieser, so- bald seine Dienstzeit vorüber, seinen Abschied einreichen würde, war ja lange bei ihm schon beschlossene Sache. So hätte man sich den anderen gegen- über in tiefes Schweigen und insoge- dessen schamlos Kontrast noch immer in einem Meer von Glückseligkeit, in der Erinnerung an die schönen Stun- den, die er in der Nähe von Frau Kon- stanze verlebte, und in der seligen Ge- wissheit, daß sie ihn erhören und die Seine werden würde. Und heute sollte das entscheidende Wort fallen. Nach langem Warten hatte der Himmel ge- stern ein Entschieden geäußert, endlich wehte eine frische Brise, die für die näch- sten Tage anzubauen schien; auch die Vorbereitungen für die Regatta waren mit Gottes Hilfe endlich beendet, und so sollte denn heute Mittag die schon lange geplante Seelparthe stattfinden. Kontrast hatte schon gestern die Er- laubnis seiner Vorgesetzten eingeholt, er hatte es durchgesetzt, daß von ein Uhr Nachmittags an für die Offiziere überhaupt kein Dienst im Bataillon mehr statt fand, damit alle Herren sich betheiligen konnten, und nun hatte er noch alle Hände voll zu thun, um die allerletzten Vorbereitungen zu treffen. Gestern Abend hatte er durch Ordona- nenzen die Aufforderung, sich heute Mittag präzis halb zwei Uhr an dem Boothaus zu versammeln, ergehen las- sen, und er hatte die Freude gehabt, daß alle zusagten, sogar Major Geb- hard und Frau. Da hatte auch Haupt- mann Wehring seinen Widerstand aufgeben müssen und für sich und für seine drei Damen zugesagt. Leicht war ihm der Entschluß nicht geworden, aber was half's, wenn das ganze Of- fiziercorps mit seinen Damen theil- nahm, dann durfte er allein sich nicht ausschließen. Auch Emmi Hupfeld hatte die Er- laubnis erhalten, sich an der Partie zu betheiligen, allerdings, es hatte Bitten und Thranen genug gekostet. Sie hatte sich seit dem Tag, da Kontrast ihr von diesem Plan erzählte, auf den Ausfluß gefreut, schon deshalb, weil sie erwartete, endlich etwas Näheres über die Ueberlieferung zu erfahren, die bei beiden Herren für sie planten. So hatte sie ihren Vater beflümmt, ihr

die Betheiligung zu erlauben. Sie wünschte sich sehr, endlich einmal wieder ein Vergnügen mitzumachen und einen Nachmittag im Kreise der Offiziersfamilien zu erleben. Zuerst hatte der Vater allen ihren Wünschen ein entschiedenes Nein entgegengesetzt, aber sie hatte nicht aufgehört zu bit- ten, und das hatte ihn schließlich ner- vös gemacht. „Du weißt, ich ändere meine Ansicht nie“, hatte er ihr er- klärt, „habe ich einmal nein gesagt, dann bleibt es auch dabei. Aber trotz- dem, wenn die Partie wirklich statt- findet, laßst Du meinewegen daran theilnehmen.“ Mit einem Freudenstrei war sie ihm um den Hals gefallen. „Schon gut“, hatte er sie abge- wehrt, „freue Dich aber nur nicht zu früh. Man sagt zwar immer, die Vorfreude sei das Beste, aber sie ist auch zugleich das thörichte, was es gibt, denn nur zu oft kommt im le- tzten Augenblick immer noch etwas da- zwischen.“ „Gewiß“, aber ich wüßte nicht, wa- rum aus dieser Partie nichts werden sollte.“ Sie war an das Barometer ge- eilt, das zeigte immer noch auf Wind und gut Wetter. „Ich glaube nicht, daß irgend etwas uns die Freude verdirbt, das wäre auch zu schade.“ „Vielleicht doch nicht. Wie oft hat man im Leben nicht gerade von den Dingen, von denen man sich den größ- ten Gewinn verspricht, hinterher nichts als Ärger und Verdruß.“ „Vater, Du hast wirklich ein Ta- lenti, mir die Freude zu verderben, das nicht hübsch ist.“ „Findest Du? Ich meine es gut mit Dir, und deshalb will ich Dich nach wie vor nach Möglichkeit davor bewahren, mit den Offizieren in Be- rührung zu kommen. Daß die sich sehr freuen würden, wenn Du einen von ihnen erhörtest, kann ich mir ja denken, Du bist jung, hübsch, sehr wohlhabend, begehrt also alles das, was ein Leutnant sucht. Aber dafür danke ich, daß ich Dich nur groß ge- wogen habe, um Dich dem ersten besten Leutnant, der um Dich anhält, zur Frau zu geben.“ „Aber Vater, bisher hat doch noch keiner angehalten.“ „Ich muß's ihm auch nicht ge- raten haben.“ „Es gibt doch aber auch sehr nette Leutnants“, nahm sie die Offiziere in Schutz. „In den Augen der jungen Damen ist jeder Leutnant nett.“ „Da unterschätzt Du uns doch, Vater, so blind sind wir denn doch nicht, aber gerade hier im Bataillon gibt es wirklich sehr nette Herren.“ „Ich kenne keinen einzigen.“ „Aber ich, um nur einen zu nennen: den Leutnant Kontrast.“ „Ach so, Du meinst, weil er diese Partie arrangirte. Er sollte auch was Besseres thun, als solchen Unfug treiben, er sollte sich hinsetzen, arbeiten, Examen machen und auf die Kriegs- akademie und in den Generalsstab gehen, das wäre viel geschickter.“ „Du solltest ihn nur einmal näher kennen lernen, er ist wirklich ein sehr netter Mensch.“ Und es war Frau Konstanze mit ihren Worten. Auf den wenigen Gesellschaf- ten, bei denen sie mit ihm zusammen- getroffen war, hatte er ihr stets sehr gefallen, sie hatte Interesse für ihn ge- wonnen und sie freute sich, so oft sie Gelegenheit hatte, mit ihm zusammen- zutreffen. „Du müßtest mich eigentlich genug kennen, um zu wissen, daß ich ab- solut nicht neugierig bin. So habe ich auch nicht die leiseste Neigung, den Herrn näher kennen zu lernen, ich will überhaupt nichts mehr von ihm und den anderen Offizieren hören.“ Emmi brach denn das Gespräch ab, schon aus Furcht, daß ihr Vater wieder heftig würde und die erteilte Erlaubnis zurückziehen könnte. Als Kontrast Emmis Zusage er- hielt, geriet er in nicht geringe Ver- legenheit. „Mich freut's, daß sie kommt, ihretwegen freut es mich sogar sehr, aber in meinem Interesse wäre es mir doch lieber, der Vater hätte dieses Mal seine Abneigung gegen das Militär aufrechterhalten und ihr die Theilnahme verboten. Nun habe ich, Gott sei Dank, drei Damen, die mit mir im Boot fahren wollen, das sind, wie die Sachen heute liegen, zwei zu- viel. Neulich würde mich allerdings nicht weiter stören, die hat ja doch nur für Böhme Sinn und Interesse, aber Emmi kommt mir (schwehlich) in die Quere. Daß Frau Konstanze in meinem Boot mitfährt, ist ja selbstver- ständlich. Zwar habe ich sie noch nicht darum gebeten, aber trotzdem, ich wüß- te auch wirklich nicht, mit wem sie sonst fahren sollte? Etwas mit dem Bürger- meister? Den habe ich, Gott sei Dank, zur Strecke geliefert. Er thut mir zwar sehr leid, aber er wird sich zu trösten wissen. Hat er so lange als Jungge- felle gelebt, kann er es auch weiter thun. Wer weiß, vielleicht wird er es später mit sogar noch einmal danken, daß ich ihn vor einem unüberlegten Schritt bewahrt habe. Man spricht zwar immer nur von den Jugendthor- heiten, aber in einem gewissen Alter macht man erst recht sehr häufig dum- me Streiche. Na, wie dem aber auch sei, auf jeden Fall hört Emmi mich, und sie wird auch die gnädige Frau stören. Auch die wird den Wunsch ha- ben, mit mir allein zu sein, auch sie wird vor Ungebuld vergeblich, endlich das erlösende Wort zu sprechen, und das kann sie nicht, wenn Emmi bei uns ist. Es hilft alles nichts, sie muß raus aus dem Boot, und Böhme und Neulich müssen auch raus, ich muß mit der schönen Frau ganz allein sein, an- ders geht es nun einmal nicht.“ So machte er sich denn daran, die ganze Besetzung der einzelnen Boote wieder umzuvertheilen und alles neu zu bestimmen. Es war eine schwere Ar- beit, aber schließlich gelang's ihm doch. Schon eine halbe Stunde vor der befestigten Zeit stand Kontrast am Boothaus, um die Ankommanden zu begrüßen. Als eine der ersten er- schien Fräulein Emmi. Auch heute sah sie wieder ganz allerliebste aus, und nur zu deutlich verrieth sie ihre Freude. „Ich freue mich schrecklich, Herr Leutnant, ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie. Mein Vater ver- suchte mir zwar noch im letzten Augen- blick die Laune dadurch zu ver- derben, daß er mir sagte, wir wären noch nicht fort, und man könne nicht wissen, ob nicht in der letzten Mi- nute doch noch ein Hinderniß einträte, aber ich habe mir dadurch die Stim- mung nicht verderben lassen.“ „Hat Ihr Herr Vater sich denn plötzlich in eine unüberlegende Kassandra verwandelt?“ fragte er et- was misanthropisch. „Sehen Sie sich den Himmel an, gnädiges Fräulein, kaum ein Wölkchen trübt sein helles Blau, dazu der frische Wind, das trotzdem nur leicht beneagte Wasser, es wird eine herrliche Fahrt werden.“ „Das hoffe ich auch, und nicht wahr, es bleibt bei der Verabredung, ich fahre mit Ihnen zusammen? Ich meine natürlich nur deshalb“, sagte sie leicht er- zöthend hinzu, „weil ich hier in man- cher Hinsicht doch eine Fremde bin und da nachher nicht erst um einen Platz bitten möchte.“ (Fortsetzung folgt.)



Sommergast: „Aber, Frau Birnin, Sie bringen ja ein ganzes gebratenes Huhn? Ich habe doch nur ein halbes bestellt!“ Birnin: „Ja, sein's halbe flecken wir net ab.“